

Berliner Tageblatt

erschint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Ausgabe erscheint, und des Sonntags, an dem es nur in einer Ausgabe...



Abonnements-Preis

auf das Berliner Tageblatt nach dem durch die Reichsregierung... monatlich 1 Mark 75 Pf., für Berlin und Potsdam...

Berliner Tageblatt.

Nr. 237.

Berlin, Donnerstag, den 22. Mai 1884.

XIII. Jahrgang.

Abonnements für Juni

auf das Berliner Tageblatt nach seinen Genarat-Beiblättern... die Berliner Tageblatt zum Preise von nur

1 Mark 75 Pf.

(für alle fünf Blätter zusammen) entgegenzunehmen. Im Monat Juni erscheint im täglichen Beiblättern ein hochinteressanter Roman von

Hieronymus Lorm: „Prinzessin Cicora.“

Reise-Abonnements

auf jede beliebige Reise und nach jedem beliebigen Orte in Deutschland, Österreich-Ungarn, der Schweiz etc.

pro Woche 1 Mark

nimmt gegen Einzahlung des Betrages die Expedition des Berliner Tageblatt, Berlin SW., jederzeit entgegen.

Des Himmelfahrtstages wegen erscheint die nächste Nummer des Berliner Tageblattes am Freitag, den 23. Mai Abends.

Ein Landesverrats-Prozess und seine Lehren.

Während der Reichstag noch mit der Beratung des Sozialistengesetzes beschäftigt war, begann vor dem Reichsgericht zu Leipzig ein Prozess von der ernstesten Tragweite, dem man allseitig mit Spannung entgegenzusehen und der sicher noch größeres Aufsehen gemacht haben würde, wenn er in eine politisch stillere Zeit gefallen wäre...

und Jahrzehnte lang unangefochten seiner Weise leben konnte. Man hielt den Mann für einen harmlosen Trummer; man bewunderte seinen Fleiß und seine Frömmigkeit; denn die Romane und sonstigen Schriften, die aus seiner Feder geflossen, machten allem eine stillliche Bibliothek von Hunderten von Bänden aus. Wie erkannt war man daher, als es plötzlich hieß, dieser Mann sei unter der Anklage des Landesverrats verhaftet worden! Die unermessliche deutsche Idealität und Gutmüthigkeit trat hier wieder recht deutlich hervor in der Sympathie, die man dem Unglücklichen zollte; man nahm lieber irgend ein Mißverständnis an, als daß man an so gläubigen Mißbrauch des Gaistrechts, an so schmachvollen Verrat glauben möchte. Die Anklage erwies sich aber leider als nur zu begründet. Der Prozess hat in seinem Verlauf und schließlichem Ausgange zweifellos klar gestellt, daß Straßenski gegen sein eigenes Vaterland wirklich das Verbrechen begangen hat, dessen er angeklagt war. Wenn wir auch von dem schwer belasteten Schreiben des Fürsten Bismarck absehen, das während des Prozesses zur Verlesung kam, so ist doch durch die Aussagen des Angeklagten selbst und durch eine Reihe von Schriftstücken erwiesen, daß er mit Hilfe von Henrich und eines kleinen Spions, Namens Alker, wichtige Geheimnisse der deutschen Kriegsteilung auszuspielen gewußt hat, die dann der französischen Regierung zugeführt wurden. Das Letztere hat Straßenski zwar zu leugnen versucht; doch hat er nicht in Abrede stellen können, daß er für militärische Erkundungen und Pläne hohe Summen gezahlt, daß er feiner — und das erscheint uns als das gravirteste Moment — Briefe von seiner Hand für schweres Geld zurückgeliefert und dann sofort vernichtet hat. Die Haltung, die er während der Verhandlung zur Schau trug, war nicht geeignet, das Mißtrauen, das man ihm vorher entgegengebracht hat, zu revidieren. Während des Prozesses haben die Belästigungsmomente sich immer dichter über seinem Haupte zusammengezogen, blieb er bei seiner unmaßigen Ausrede, daß es sich für ihn nur um akademische Erörterungen, um ungeschickliche politisch-militärische Korrespondenzen gehandelt habe. Solche leere Ausflüchte konnten natürlich nicht günstig für ihn stimmen. Hätte er offen eingeräumt, daß die Hoffnung auf die Wiederherstellung Polens durch einen Weltkrieg ihn auf einen Irrweg geführt, er hätte wenigstens noch einen Mehl von Ansehen und Mitleid erhalten. Dem Reichsgericht muß man zur Ehre nachsagen, daß es, unbeeinträchtigt durch die wenig würdige Haltung des Angeklagten, ihn mit seiner Mißthätigkeit beehrte und seinen irreführenden Patriotismus als gewichtigen Widerungsgrund in die Waagschale warf. Nicht auf Zuchthausstrafe, wie die Anklage verlangte, sondern nur auf Festungshaft erkannte der Gerichtshof, und auch die Höhe des Strafmaßes wurde wesentlich — von 5 auf 3 Jahre — herabgemindert. Wir glauben kaum, daß ein

französischer Gerichtshof in einem ähnlichen Falle solche Billigkeit hätte walten lassen. Das Verbrechen Straßenskis erscheint aber erst recht in einem verhältnismäßig milderen Lichte, wenn man das seines Mitangeklagten Henrich daneben hält. Da ist nichts von patriotischer Verblendung und nationalem Uebereifer; Alles geschieht vielmehr aus gemeiner Gewinnsucht; nicht der Fremde vertritt das fremde Land, sondern der Deutsche, ja der seltenerere Deutsche sein eigenes Vaterland. Er mißbraucht die Vortheile seiner gesellschaftlichen Stellung, täuscht das Vertrauen seiner ehemaligen Kameraden und treibt Handel mit Mittheilungen, an deren Geheimhaltung die Sicherheit des Vaterlandes geknüpft ist, die er aber leichten Serpens für Geld den Feinden Deutschlands ausliefert. Er thut dies Alles zu einer Zeit, da ein schweres Gewölk über Deutschland lagert, da gefährliche Beizelungen zwischen Frankreich und Rußland über den Kopf Deutschlands hinweg und zu dessen Vernichtung gesponnen werden. Solchen Verräther mußte die ganze Schere des Gesetzes treffen. Kann doch selbst die neunjährige Zuchthausstrafe die Schmach nicht tilgen, mit der der ungerathene Sohn Germanias nicht sich selbst, sondern auch das Vaterland bekräftet hat. Darum erfüllt uns die Verachtung, die das Reichsgericht im Namen des Reichs und im Sinne der Nation geübt hat, mit Befriedigung, wenigleich die Sühne keine vollstänliche ist. Denn der Hauptkumpel Henrich, der die treibende Kraft des ganzen Räuberstücks war, ist straflos ausgegangen, da er sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen und der deutschen Justiz zu entziehen gewußt hat. Das wird in weiten Kreisen des Volkes schmerzlich bedauert. Dagegen drängt sich uns andererseits eine tröstliche Erwägung auf. Der Prozess ist, mit wenigen sehr kurzen Unterbrechungen, in voller Oeffentlichkeit geführt worden. Das ist ein ersterlicher Beweis der Stärke und des Selbstvertrauens. Heil dem Staate, der in einem so kritischen Falle das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu scheuen braucht, der im Vollgenuße seiner politischen und militärischen Kraft frank und frei und in aller Ruhe ein Verbrechen aburtheilen lassen kann, das gegen seine Ehre gerichtet war! Die öffentliche Verhandlung dieses Prozesses bedeutet, daß Deutschland mit heiterer Ruhe auf die Zeit zurückblickt, da es nicht nur in Frankreich, sondern auch in Rußland und selbst in Oesterreich der Gegenstand gefährlicher Mährte war; sie bedeutet, daß Patrie, wie die in diesem Prozess enthalten, der Wachsamkeit unserer Kriegs- und Staatsleitung nicht entgegen und daß sie in keinem Falle im Stande sind, die seit in sich ruhende deutsche Friedensmacht zu erschüttern und den Weltfrieden zu gefährden.

Auf der rauhen Alb.

(14. Fortsetzung.) Rosette von E. Fels. „O, Ihr,“ meint Gustie, „Ihr seid noch jung. Soll ich Euch tarziren? Ihr habt fünfundsiebzig und ein Woch mehr!“ „Fünfundsiebzig, vier Jahr hab ich mehr! Oelt, jung Franke, ich bin ein Alter? fast an die zwanzig mehr als Ihr!“ „Die Jahr machen mir!“ antwortet sie. „Das ärgert ihn wieder! Sie hätte etwas Anderes sagen können — was, weiß er nicht genau.“ „C, spricht er, „ich nehm's mit dem Jüngling auf! Soll Einer bekommen, soll das! Ich einmal an! sprich t, und er macht eine Miene, als sei er zum Staunen bereit. Die schwarze Wittib schaut auf den Boden. „Die Jahr machen mir. Es kann Eins alt sein in frühesten Jugend — es gibt Leute, die sind nie alt. Wie's zugeht, weiß ich, ich fühl nur, daß es so ist.“ „Drau, Schloßherr!“ ruft der Goldschmied. „Sie ist mit bannu, ich hab's immer gewußt. D, über den Weg!“ „Nun ist's überhanden,“ tröstet Calist, denn sie sind unten. „Ach, Mitodemus Fräulein, das hab ich Dir zu Lieb' gehau“, sagt Fener mit einem Blick nach oben. „Der ist freilich noch in andern Umständen da unten angekommen“, lacht Calist, „leid Ihr nur drum ganz Wirth!“ Judith schaut den Bauer an. Er ist so gelacht, wie der Schulmeister, er weiß auch um die Geschichte, und das ist ihr lieb, daß sie die Entdeckung thut. Sie lächelt und Calist gewahrt das. „Nun macht Ihr auch wieder ein vergnüglich Gesicht, ist recht“, lacht er. Lange schritten sie nebeneinander, dann fragt Gustie, dem Bauer die Hand auf die Schulter legend: „Ja, geht denn Euer Weg nie ab?“ „O, wohin der führt, ist eins! Dem! will ich mit heim! Ich fahr

nach Meigenen mit der Hirschen. Mir ist vergnüglich zu Wirth, ich will noch in Schoppen in Ruh trinken.“ „So, o so!“ antwortet das Männen. „Ja, sie haben schon Recht, die Leute, der Staufendauer mag den Wein.“ „Wenn Ihr einmal einen lustigen Streich machet und mitginget, Schloßherrin!“ sagt der Bauer. „Ich geh in kein Weirbshaus!“ „O, je! 's ist ja kein Einb!“ lacht Calist. „Und ich hab's das schwarze Gewand da an. um mein' Seligen!“ „Ja so! Und wann thut denn das in den Statten?“ „So um den Septemberabend herum, das hab 's länger getragen wie ein Jahr!“ „Eins kann mit ein' schwarzen Kleid brauchen ein lustig's Herz haben,“ spricht Calist. „Köhret Ihr schon wieder?“ Sie schaut ihn vorwurfsvoll an. „Und bis September ist lang, bis da kann sich viel ereignen und andern!“ meint er bedeutungsvoll. „Nebet mit so, Staufendauer! Ihr macht mir eine Angst!“ „Nun, ich das? Die fremd' soll schon nachkommen, das verweilt er“ ruft er. „Und bald komm' ich auch nachhauen, wie's bei Euch aussieht!“ „I mücht's lieber mit! Bleibt nur fern, 's ist besser — thut mir die Lieb' bittet sie. „D, zu Lieb' thut ich Euch schon Alles! Aber wenn Ihr mir just Eure Thier verschließen wollt, ob ich auf den Dandel eingeh' und unterstreich, das weiß ich noch mit,“ antwortet er übermüthig. „Wie man's lieber — sie kann nicht wollen.“ „Nun,“ sagt er, denn ihre Angst rührt ihn, „ich will versuchen, ob 's vermag, fern zu bleiben! 's ist eine heiderliche Lann' von Euch, sieht aus, als ob Ihr Euch vor mir fürchten thätet.“ „Das nit,“ spricht sie, „aber vielleicht ist's ein' Lann! Alle Weibskind haben weiche. Und Ihr seid ein Mann und so Giner, von dem ich weiß, daß er Alles können müßt! Guter!“ „Das schmeichelt ihm, er wirft sich in die Brust.“ „Verstehen will 's — mehr verprecht' ich nit!“ Er ist ja klug und weiß, daß sie ihm nur ausweichen will, weil sie ihm gut ist.

Sie hat sich immer so — und ist auch nur ein schwaches Weib. „I dank!“ flüstert sie. Wieder ist's lange still, der Goldschmied aufs Neue etwas zurück, da biegt Judith den Kopf zu ihm hinüber: „Nehmt den Schmelzmeister mit und geht. 's wird Zeit — ich möcht' auch allein sein.“ Er sieht ihr in die Augen. „Freilich, einmal mag ich doch gehen, magst Dein' Willen haben.“ „Er ruft, Gustie fränkt sich erst und willigt dann doch ein. Judith reicht Weiden die Hand. „Trinkt mit zwiefel!“ „Mit mehr, als auf Euer Wohl!“ versichert Calist. „Gelt, Gustie, kommt auch einmal auf das Staufengut?“ fragt er den Kleinen. „D, wenn Ihr's haben wollt“, entgegnet der. „s kann schon sein!“ „Und die Frau auch? Spricht auch mit Euch vor“, setzt er hinzu, „thut's!“ „Nein, ich nit!“ antwortet Judith herb und wendet sich ab. Der Bauer und Gustie hängen ein Lieb an, wie sie fort-fahren, eins auf's Trinken thut, es schallt lustig und klingel gut. Judith hört's noch lang, wie sie mit gesenktem Haupte den Heimweg allein verfolgt. Die Gloden vom Seeburger Strichlein klingen durch die sonntagsklare Morgenluft. Judith steht in ihrem Kleide hinter dem Hause; viel wärdt da nicht, es ist zu rauh hier auf der Döle, aber zu einem Sträußlein Gelbweidelein und Kirsche, den sie in ihr Gehängeweg legt, hat's noch gekannt. O wie gern sie immer Strichengedonen gehört hat und nun die besonders, den Ton kennt sie von klein an. Die taube Waf hat ihn nie mehr vernommen, immer den eisernen Stoff geschüttelt und geknarrt: „Was ist denn? Was schaut denn so vergärd?“ Wie oft ist sie unter dem Klang mit frommem Herzen dem Strichlein zugeglichen — besonders, als sie noch ein Mädchen war